

Nahender Herbst.

Von Marg. Reichel-Narfen.

Schon lichten sich die grünen Rasmen, Und auf den Wegen wird es still. Durch diese Tage geht ein Raben: Der Sommer von uns scheidend will!

Wohl findest du noch Blüten immer, Und Sonne gibt dir das Geleit, Doch auf der Schönheit liegt ein Schimmer Von trauernder Vergänglichkeit.

Und bist du stolz auf volle Garben, Dein Herz trägt schmerzlichen Verzicht Um goldne Tage, die dir starben, — Du schaust dem Herbst ins Angesicht!

Ein Kind verloren.

Von Charles Tibbits. Deutsch von Karl Springer.

Der Stationsvorsteher von Muddleham — einer wichtigen Station im Nordostviertel — fragte sich den Kopf, während er die schluchzende Frau musterte. Frau Jones war nicht weniger als angehend. Sie sah schmerzhaft und zerlumpt aus, aber — mögen die Sufragetten sagen, was sie wollen — Weibertränen verfehlen nie ihre Wirkung, und außerdem war es jetzt zur Nachtzeit, ruhig auf dem Bahnhof; ganz vereinzelt kamen die Passagiere. In der lebhaften Zeit, wenn diezüge alle fünf Minuten einliefen und die Leute ra, auf dem Bahnsteig drängten um zu sitzen, hätte er keine Zeit gehabt, sich mit der Frau einzulassen. Aber der Fall war auch wirklich bemerkenswert!

„Ich möchte nur wissen,“ wandte er sich an die Frau, die sich mit ihrem Umfalgelächel die Augen wusch, „wie das Kind so plötzlich verschwunden konnte! Das klingt doch ganz ungläublich!“

Das Schluchzen wurde heftiger. „Wenn Sie ein Kind bei sich hatten —“ fuhr er fort.

„Das hatte ich! Und es hieß Emmeline Lucilla, fünfzehn Monate, und ein Engel war das.“

„Ja, ja,“ unterbrach sie der Stationsvorsteher. „Ob Engel oder nicht, das ist egal.“

„Entschuldigen Sie,“ heulte Frau Jones auf, „das ist nicht egal. Sie war wirklich ein Engel, unsere Emmeline Lucilla.“

„Verstehen Sie denn nicht,“ schrieb der Stationsvorsteher an, „daß es nur darauf ankommt, wo das Kind hingekommen ist?“

Das Baby war auf ganz unerklärliche Weise verschwunden. Als der 8.27-Zug in Muddleham einfuhr, waren der Schaffner und einige Bahnarbeiter sofort nach dem Coupé 3. Klasse gestürzt, aus dem das Zimmer und Schreien der Frau Jones herausdrang. Sie hatte, wie sie sofort erklärte, ihr Kind verloren, mit dem sie den Zug bestiegen hatte. Die Schaffner und Arbeiter hatten sofort jeden Winkel durchsucht — aber ohne Erfolg! Es erschien doch unmöglich, ein fünfzehn Monate altes Kind zu übersehen, wenn es überhaupt vorhanden war. So hatten sie endlich die weinend und schreiende Mutter zum Stationsvorsteher gebracht.

Nach harter Tagesarbeit, so berichtete Frau Jones, hatte sie mit dem schlafenden Kinde auf dem Arm den Zug bestiegen. Es war kein Mensch im Coupé, und sie hatte nur „für fünf Minuten“ die Augen geschlossen. Als sie dann kurz vor Muddleham aufwachte, war das Kind verschwunden. Auf den beiden Zwischenstationen war ihres Wissens niemand ein- oder ausgestiegen.

„Hatten Sie nicht getrunken?“ fragte der Vorsteher scharf, wobei er in der Luft schüffelte. Er roch aber nur den Duft einer Dampfe.

Frau Jones wies diesen Verdacht mit Entrüstung zurück.

„Dann ist nur noch eins möglich,“ erklärte der Stationsvorsteher. „Das Kind muß Ihnen vom Arm geklettert sein, hat dann das Fenster oder die Tür geöffnet und ist hinausgerollt.“

„Dann muß es also auf der Strecke liegen, und wir werden es finden, wenn wir sofort telegraphieren.“

Von Station zu Station folgte die Schredensnachricht: „Ein Baby auf der Strecke zwischen Zentrum und Muddleham!“ Eine Extralokomotive fuhr ganz langsam die Strecke mit Scheinwerfern ab. Aber keine Spur von dem Kinde wurde gefunden.

Und dabei wollten ein Villetteur und der Schaffner des Zuges beschwören, daß sie das Kind auf dem Arm der Frau gesehen hätten!

Weniger die unglückliche Mutter den Bahnhof verließ, trat ein junger Mann auf sie zu. Es war der Reporter eines großen Morgenblattes, der sich eingehend über den Fall unterrichten ließ. Am nächsten Tag würde also etwa folgendes in den Blättern stehen:

„Mitleidhaftes Verschwinden eines Kindes. Eine unglückliche Mutter ihres reisenden Babys beraubt. Dann würde es weiter heißen: „Geben Sie zufällig irgendwas von dem kleinen Emmeline Lucilla geladen, diesen entzückenden, Maudgigen Kinde der Frau Jones in Swanton, Crofts Park Nr. 27 Nr 7? Sie werden drinnen gefunden, wenn Sie irgendeine der geliebten kleine Em-

meline finden, sie unverzüglich den tröstlichen Eltern zuführen. Die Einzelheiten dieser geheimnisvollen Affäre, soweit wir sie erfahren konnten, u. v. u. v.“

Ungefähr um 1/3 Uhr in der Nacht verließ der letzte mitleidige Nachbar die Jonesische Wohnung. Um zehn war Frau Jones nach Hause gekommen, und wie der Wind hatte sich die Nachtracht von dem Verlust verbreitet. Man war gespannt, ob Herr Jones, wenn er nach Schluß der Aneipen vom „Arbeitsfuch“ nach Hause kam, nicht seine Frau halbtot schlagen würde. Aber er nahm es unerwartet ruhig entgegen und sagte nur, er hätte alles, was er besäße, lieber verloren als sein Kind. Und das wollte nicht viel sagen, denn außer Schulden in der Kneipe und beim Wirt befand er nichts. Als der letzte Nachbar gegangen war, schloß Herr Jones die Tür und wandte sich mit einem breiten Grinsen auf seinem schmutzigen Gesicht nach seiner Frau um:

„Das haben wir sein gedreht, Ole“, gluckte er.

„Großartig ist det! Emmeline kommt in die Zeitung, und denn kommen Hunderte von Leuten, die Mitleid haben mit die armen, jekindeten Eltern — det sind wir beide — vafichte! Und denn wer'n überal Kinder jekunden und wir müssen hinkommen und sehen, ob det unse Emmeline is; und die Leute müssen uns natürlich det Reifegeld und die Sepseln blechen. Det wird 'ne feine Zeit wer'n. Det Kind is Jold wert. Ja jloobe, am Ende können wa 'ne Kneipe uf-machen oder sowat!“

„Is denn ooch alles in Ordnung?“ fragte Frau Jones.

„Als id dir det Kind auf der ersten Station gab, sahst de aus, als hättest jeklofen. Hattst 't denn sicher zu Frau Simkins jekracht?“

„Jawohl!“ antwortete Jones. „Ja hatte 't unter meinem Rod, und jeden Mensch konnte wat sehn. Frau Simkins sagte, sie mochte ihm eine jute Witter sein, bis wir et wieder jinden wollten. Die Lustveränderung wird ihm jut tun!“

Der Frau Jones, mit Hilfe des Kindes zu Geld zu kommen, schien also glänzend gelungen zu sein. Als er auf der ersten Station seiner Frau das Baby abgenommen hatte, war er unbemerkt mit dem Kind unter dem Rod im Gemühl der Straße untergetaucht. Ein Gefühl des Triumphes war über ihn gekommen, als er kurze Zeit gelaufen war, und plötzlich hatte er das heftige Bedürfnis, den gelungenen Streich zu „begießen“. Er wollte gerade eine Kneipe betreten, als ihm infiel, daß Kinder unter 14 Jahren keinen Zutritt hatten. Und dabei wurde sein Durst immer größer!

Er sah sich um und entdeckte eine ärmlich angezogene Frau mit einem Kind auf dem Arm, die anscheinend auf jemand wartete. Für einen Augenblick war sie ganz bereit, einen Blick auf die kleine Emmeline Lucilla aufzuheben. Fastig übergab Jones ihr das Kind, ging in die Desfülle und löschte den größten Durst — den ganzen zu stillen, war ihm noch nie gelungen. Einige Minuten später trottete er mit dem schlafenden Kind auf dem Arm nach der Wohnung der Frau Simkins. Alles kam, wie Jones vorausgesehen hatte. Die Neugier von dem verlorenen Kinde wurde mit ergreifenden Worten in den Zeitungen breitgetreten, und überall im Lande fand man entlaufene, ausgehakte und vernachlässigte Kinder. Daß die „trostlosen Eltern“ der kleinen Emmeline nicht einmal die Mittel besaßen, um den verschiedenen Spuren zu folgen und die aufgefundenen Kinder zu sehen, erregte tiefes Mitleid. Von allen Seiten ließen „Reisegelber“ ein, und Jones legte in einer Woche verschiedene tausend Meilen zurück. Trotzdem blieb ein hübscher Ueberfuch, zumal Frau Jones zu „angegriffen“ war, um mitzureisen. Täglich schickerten die Blätter die wilde Jagd des „unglücklichen“ Vaters nach seinem verlorenen Lötchlein.

Eines Nachmittags sah Herr Jones seine Presse rauchend, im Vestibül vor dem Kamin und überlegte, ob er nach Kapitstadt fahren sollte, wo ein anscheinend elternloses Kind aufgegriffen war. Er berechnete zum zehnten Male, was bei einer solchen Heide wohl zu profitieren wäre, als Frau Jones häftig Besuch anmeldete.

„Sie sind doch Herr Jones?“ fragte der ernst dreinuckende Herr, der hinter der Frau eingetreten war.

„Ja,“ antwortete Jones, „ich bin Jones, der unglückliche, beraubte Vater.“

Er hatte eine dunkle Ahnung, als wäre dieser ernste Herr ein Millionär, der eine ansehnliche Summe zur Wiedererlangung des Kindes auslegen wollte.

„Tana,“ fuhr der Besucher fort, „muß ich Sie verhaften unter dem Verdacht, am 27. August vor dem Wirtshaus „Zum Walfisch“ einer Frau ein Kind geklaut zu haben. Sie übergaben ihr, bevor Sie die Kneipe betraten, ein Baby, und verstaubten es durch einen schlauen Trick, als Sie wieder herauskamen. Mit dem Kinde der Frau Susanne Wachtlinger haben Sie sich dann aus dem Staube gemacht. Ihr letztes Bild in den Zeitungen hat zu Ihrer Entdeckung geführt.“

„Cuatich!“ schrie Jones. „Das ist alles ein Mißverständnis — eine ganz dumme Verwechslung! — Wenn ich auch der Frau ihr Kind genommen habe, dann hat sie doch ein anderes dafür jekriegt. Und Kind ist doch Kind.“

„Darüber kann man verschiedener Ansicht sein,“ antwortete der finstere Herr.

Vergeblich versuchte Herr Jones bei seiner Vernehmung „alles zu erklären“. Man war auf der anderen Seite entschieden anderer Meinung.

„Ein ganz niederträchtiger Verrat,“ entschied der Richter. „Ein Paar, das zu einer solchen Tat fähig ist, muß als gemeingefährlich bezeichnet werden!“

Mit achtzehn Monaten Gefängnis und Ueberweisung ins Arbeitshaus wurde Jones' genial ausgeheckter Plan belohnt.

Ein korrekter Mann.

Von Henri Falk.

Mit einem leichten Apafaanzug bekleidet trat ich aus dem Jardin des Plantes, in welchem ich meinen Ansel, der Beamter des dortigen Museums ist, besucht hatte. Es war eine so erstickende Hitze, daß selbst die pneumatischen Uhren, wahrscheinlich aus Mangel an Luft, stehen blieben. So setzte mich der Anblick eines Herrn im Ueberzieher, Zylinder und tadellosen Handschuhen, der mir raschen Schrittes entgegenkam, in Erstaunen. Aber bald erkannte ich Verduret, meinen alten Studiengenossen der Rechte, in ihm wieder. Nach absolvierter Examen war er in die Steuerverwaltung, ich in den Staatsdienst eingetreten. Seine Heirat hatte unsere Beziehungen unterbrochen. Wir waren uns seit einem halben Jahre nicht mehr wieder begegnet.

„Sieh da, Verduret! Man schämt heute, was, mein Alter?“

Ein gewungenes Lächeln seiner schmalen Lippen ließ sein gelbes Gesicht mit dem schwarzen Wadenbart wenig heiterer erscheinen. Er schlug die Hände zusammen, verneigte sich, nahm seinen Hut ab und erwiderte, mir die Hand hinstreckend:

„Guten Tag, Langhols. Bist du immer gesund? Und wie geht es deiner Familie?“

„Ach, richtig, Verduret! Ich verne, daß du der korrekte Mann in der Bollandung bist. Du bist gesund und meiner Familie geht es gut.“

„Und wie geht's jenem überst vernommen Herrn, dem Offizier mit dem Orden für landwirtschaftliche Verdienste, dem du mich vor einem halben Jahre in der Trambahn der Porte Rappe vorgestellt hast?“

„Vortrefflich, er ist immer gleich jovial.“

„Das freut mich sehr. Und wie geht es seinen beiden kleinen Löbchen, von denen er uns so viel erzählt?“

„Die sind alle beide ertrunken. Doch sprechen wir von dir. Wohin gehst du so zeremoniell?“

„Meiner Tante Sophie zum Geburtstag gratulieren.“

„Komme doch ein Glas Bier mit mir trinken.“ — „Ich danke dir sehr herzlich für deine liebenswürdige Einladung. Sie würde mir mit Vergnügen Folge leisten, doch ist mir nicht zum Trinken zumut.“

Er stieß einen Seufzer aus, der einen Stein hätte erweichen können.

„Gerührt sagte ich: „Halt du Unannehmlichkeiten!““

„Wenn ich meiner Tante gratulieren gehe, so geschieht das, — o, glaube es mir, — einzig und allein, um mich zu betäuben. Lieber Langhols, sieh dich! Ich erleide mein Selbstbewußtsein die größten Demütigungen. Doch du bist Rechtsanwalt und könntest mir vielleicht einen Rat geben.“

„Wenn du ein Glas Bier mit mir trinken kommst, sehr gern.“

Wir machten im kühlen Schatten einer Wirtshaus halt. „Nach Dir,“ erklärte Verduret. — „Aber ich bitte dich, nicht zu trösten.“ — „Du feierst dein Falle.“ — „Ich trat ein. Nachdem er sich auf meine Einladung hin gesetzt, mit mir angefohen, auf meine Gesundheit und auf die meiner ganzen Familie getrunken, nachdem er das Bier und seine vortreffliche Würstchen gelobt, sagte er: „Kennst du meine Frau?““

„Das glaub' ich: lappverlo!, ein schönes, übriges Gesicht!“

„Ja, sie ist schön, und besonders sehr wohl erzogen. — als die Tochter reicher Tierdändler. — Ich heiratete sie vor zwei Jahren und hatte anfangs nur Grund, Lobendes von ihr zu sagen, obgleich der Dimms nach dem einmütigen Ausruf der glänzendsten Erezialisten sich einem Segen anderer Vereinnung widersetzte. Sehr gut. Nun stelle dir vor, daß ich vor einiger Zeit nicht ohne Erlötzung einen veränderten Zustand meiner Frau feststellte. Ich frage sie voller Strenge aus. Sie leugnet ganz fest, ich ganz Intrigue.“

Der Zustand schreiet von Tag zu Tag vor. Deutlich enthält ich mich von jezt an jeder Bemerkung, doch ich beobachte, mit solcher Verhängenheit, daß ich in vergangen Woche einen Brief finde, den sie verschickt. . . . an einem abgelegenen Orte zu vernichten vergah . . .

Es war ein Brief ihres Liebhabers . . . Er war mit entschuldigendem Inhalt. Einzelheiten zum Ueberflus! . . . Auf Wort, sie kochten mich . . . Das Ganze war: Edgar Loupiot, 25 rue des Canettes“ unterzeichnet. Ich nehme meine Handschuhe, meine Karte, meinen Zylinder, meinen Revolver und einen Wagen, um diesen Herrn zum Tode zu befördern.“

„Teufel!“

„Was das nicht meine Pflicht als beleidigter Gatte? . . . Doch warte auf das weitere . . . Ich befinde mich also im Wagen, als das Pferd im Vorüberfahren an einer Gemäldehandlung beim Anblick der im Schaufenster ausgehängten Werke von Angst ergriffen wird: es geht durch. Der Kutscher, der auf den Boden gesetzt ist, läßt die Zügel wider seinen Willen los. Das befreite Tier galoppiert dahin. „Saltet es! Saltet es!“ schreien unbeweglich stehende Leute sich gegenseitig zu. An die Postler geklammert, wahnfinnig vor Schreck, sehe ich auf einer unempfindlichen Mauer, auf welche das kopflose Tier losstürzt, die Reklame „Beste Marmelade“ immer größer und größer werden . . . Da springt nur bewundernswürdiger Geduldlichkeit ein mürrischer Mißbürger von dem Fußsteig auf die Zügel des Pferdes zu, das er mit einem einzigen Griff meistert. Das verarmelte Poff rast dieser Tapferkeit, die mit solcher Sicherheit gepaart ist, beißfall. Man befreit mich aus meinem Wagen. „Sprich mir Trost zu. Ich bitte um den Namen meines Reiters.“ — „Weisheiten lächelnd antwortet er: „Edgar Loupiot, 25 rue des Canettes.““

Auf diese Weise habe ich die Ehre . . .

„Welch ein Zusammenstoß! Du wirst meine Erregung verstehen. Ein Schutzmann nimmt Protokoll auf: Ich bin gezwungen meinen Namen und meine Adresse anzugeben. Als er sie vernimmt, sieht Loupiot mich von der Seite an, während die Menge meine Haltung unliebsam begutachtet: „Er hat ihm nicht einmal gedankt!“ — „Ueberflus an Herz scheint er gerade nicht zu haben!“ — „Er hätte es verdient, umzukommen.“ — „Los denn, he, Kutscher!“

Auch ich rette mich und kehre zu Fuß nach Hause zurück. So stehen die Sachen. Du kennst jetzt die Situation, welche seit acht Tagen mein trauriges Los geworden: von dem Liebhaber der Frau gerettet, — der ich kein Wort dieser Geschichte erzählt habe, doch deren halb freies, halb gezwungenes Aussehen mich vermuten läßt, daß sie alles weiß. Von diesem Loupiot gerettet, sage ich, fühle ich jetzt den weichen Geist der Ungeheimheit auf mir lasten: soll ich dem Manne danken gehen? Er hat mich entehrt. Soll ich ihn töten? Ich schulde ihm mein Leben. Jede Parteinahme ist unkorrekt. Soll ich mich jeden Schrittes enthalten? Das wieder wäre eine doppelte Unkorrektheit. . . . o Langhols, ich bin sehr unglücklich. . . . Er ließ jekreucht fallende, schweigende, korrekte Tränen in sein Bier tropfen.

„Ein ganz unlösbares Dilemma,“ sagte ich, um ihn zu trösten. „Du kennst Loupiot nicht zu gleicher Zeit deine Danbarkeit und deinen Haß bezugen.“

„Blühlich erhob Verduret sich, wie erleuchtet. Er drückte mir kräftig die Hand und sagte:

„Oh, Dank, Dank! Du hast mir toeben durch dein „zu gleicher Zeit“ die einzige korrekte Lösung eingegeben. Loupiot hat mich gerettet und hat mir die Ehre geraubt; ich werde ihm also nacheinander, zuerst danken und dann den Kopf zerschmettern.“

Nichts ist gefährlicher als ein so korrekter Mann wie Verduret. Ich hielt ihn für vollkommen fähig, dieses sein kleines Programm auszuführen. Daher wandte ich ein:

„Vergebung. Dieser Herr hat dir die Ehre geraubt, bevor er dich rettete. So wäre es auch deine Pflicht . . .“

„Jhm zuerst den Kopf zu zerschmettern und dann zu danken . . . Du halt redt.“

„Ich begann zu lachen, um die ganze Unmöglichkeit dieses Entschlusses zu kennzeichnen. Korrekt lächelte er wieder.“

Am anderen Morgen las ich in meiner Zeitung, daß ein Herr Verduret auf offener Straße sechs Angeln auf einen Herrn Loupiot abgefueert, indem er ihn mit Schmädmorten überhäufte — daß dieser mit ertaunderlich Geschwindigkeit den sechs Schüssen auswichen sei. — daß er dennoch nach dem sechsten von einer kurzen Ohnmacht befallen worden sei. — daß Herr Verduret sich dann in Tränen auf ihn gestürzt, sich entschuldigt, ihn getötet zu haben und ihn dann unarmt hätte, indem er ihn seinen Ketter genannt und ihm ewige Reue zugeschworen. Diese Szene, führte der gefeichte Reporter hinzu, hatte die Anwesenden in tiefes Staunen versetzt, und der Untersuchungsrichter verlor sich in Rutmahnungen über die Penegaründe und den Sinn dieser geheimnisvollen Geschehnisse.

Als ich meine Lesüre beendet, konnte ich nicht umhin, zum Spiegel zu treten, um das schwarzfinnige Lächeln eines wohlunterrichteten Mannes darin zu sehen.

Mancher weicht dem Ladel der anderen durch seine — Selbstironie aus.

Der erste Schuß im Kriege 1866.

Eine interessante Kriegserinnerung teilt der Postsekretär A. D. Uhlig dem „Leipziger Tageblatt“ mit: „Nicht vielen dürfte es bekannt sein, daß der Krieg im Jahre 1866 seinen Anfang im Königreich Sachsen, und zwar in der Grenzstadt Strebla (Elbe) hat mit ein noch lebender, glaubwürdiger Augenzeuge erzählt. Ich wohnte im Jahre 1866 in Mühlberg, das am rechten Ufer des Elbstroms liegt und die erste preussische Stadt von Sachsen aus ist. Die letzte Stadt im Königreich Sachsen ist Strebla, am linken Ufer des Elbstromes. In Strebla wohnten meine Eltern. Schon im Monat Juni 1866 rückten in Mühlberg das 68. und das 69. rheinische Infanterieregiment ein. Die Truppen bezogen daselbst Quartier, sie blieben auch bis zum Beginn des Krieges dort liegen. Nach diesen Regimenter rückten die Königschützen aus Wonn ein, die aber nicht lange in der Stadt blieben, dann kamen die preussischen Jäger, die nach kurzer Zeit die Dörfer rechts der Elbe, nahe der sächsischen Grenze bezogen. Recht oft wurde Generalmarsch geschlagen, worauf das Militär kriegerisch ausrückte, aber immer wieder zurückkehrte. Als an einem Sonntag während des Gottesdienstes das Militär alarmiert wurde, wollte sich der damalige Oberpfarrer Korb (?) beschweren! In dieser Zeit besuchte mich in Mühlberg der Privatsekretär des Kammerherrn v. Pfütz aus Strebla. Dieser Herr, mit Namen Schimmer, war ganz aufgekratzt, als er an der preussischen Grenze einen Doppelposten aufgestellt fand, während in Sachsen noch alles ganz friedlich ausfiel! Da kam am 15. Juni 1866 die Kriegserklärung, und nun rückten die Truppen in Wirklichkeit ab. Die letzten Soldaten, die gegen abends 6 Uhr Mühlberg verließen, waren die der Krankenenträgerkompanie. Eine unheimliche Stille herrschte in der Stadt, allen Bewohnern war das Herz schwer, so mancher Soldat war uns Freund ausgefallen. Zwei Soldaten, die bei mir einquartiert waren, haben mir vom Kriegsschauplatz ihre Photographien geschickt. Viele Leute standen mit mir in der sechsten Stunde nachts des 15. Juni auf den hohen Elbbau; wir sahen die Feuernolke der brennenden hölzernen Brücke in Kieja. Am 16. Juni verbreitete sich in Mühlberg das Gerücht, es sei bei Weizen zu einem Kampfe zwischen sächsischen und preussischen Truppen gekommen, die Preußen wurden zurückgedrängt. Wer aber die überlegene Waffe, das Jüdnadelgewehr, mit seinen Schnellfeuerabgaben kannte, glaubte an keinen Mähzug der Preußen. In Sorge um meine Eltern, machte ich mich am 16. Juni früh 8 Uhr auf den Weg nach Strebla, eine Entfernung von etwa zwei Stunden. Der Weg führt an der preussischen Domäne Vorkühlig vorbei, dann kommt man an den Elbstrom, wo am rechten Ufer das Dorf Bösnig liegt. Eine Bahnfähre vermittelte dort die Ueberfahrt über den Elbstrom. Bald nach Bösnig kommt die Grenze, das erste sächsische Dorf ist Görzig, kurz darauf erreicht man die Stadt Strebla. In dem Elbfluter sah es damals bunt aus, Militär aller Waffengattungen passierte die ausgeklagene Schiffbrücke, die an Stelle der Bahnfähre errichtet worden war. Ein sächsischer Denksteine zeigt noch heute die historische Stelle, an welcher der Einmarsch der Truppen nach Sachsen erfolgte. Der Boden an der Schiffbrücke rief mir vor sich ein „Salt!“ zu, erlaubte mir aber doch noch, die Schiffbrücke zu betreten, um den Pionierhauptmann, der mitten auf ihr auf einem Feldstuhle saß und den Uebergang der Truppen leitete, zu befragen. Auf meine Bitte wurde mir erlaubt, die Schiffbrücke zu überschreiten. Ich bin jedenfalls der einzige Zivilist gewesen, der mit den Truppen die Schiffbrücke passierte hat.

Der Struktur von Strebla liegt inmitten des alten Friedhofes, von seiner Durchsicht kann man unter anderem weit in das preussische Land schauen. Um 2 bis 14 Tage vor dem 15. Juni — genau konnte ich die Zeit nicht erfragen — hatten drei sächsische Kavalleristen in Strebla Quartier im Gasthof „Zum goldenen Stern“ genommen. Es lag den Mannschalken ob, die Bewegung der preussischen Truppen zu beobachten, die, solange der Krieg nicht erklärt war, oft von den nahegelegenen preussischen Dörfern zum Teil in Strebla verbleiben hatten. Der Verkehr hatte sich natürlich freundschaftlich abgewickelt. Zwei der Kavalleristen hatten tagüber abwechselnd vom Turm aus die Preußen zu beobachten, der dritte Mann hatte bei den Pferden zu bleiben. Es war Verbleh gegeben, sofort nach der Kriegserklärung schnellstens nach Kieja zu reiten, aber schon in Kieja, den letzten Torle vor dem Bahnhof Kieja, das verabredete Zeichen — einen Schuß — abzugeben, auf welches Signal hin die Elbbrücke, unter der schon alles Material zur Entzündung angebracht war, in Brand zu setzen war. Außerdem sollten dann sofort alle noch in Kieja vorhandenen Lokomotiven und Wagen nach Bayern geschafft werden. Der Bahndirektor an der Elbbrücke hat mit Entsetzen gesehen, wie Zug auf Zug donnernd über die große

Brücke fuhr, während sonst ein ruhiges Tempo bei der Ueberfahrt stattgefunden pflegte. Am 15. Juli stand in der Nacht von den drei Kavalleristen ein Mann zu Fuß an den Schloßhöfen von Strebla, als Streblische Jungen, von Görzig kommend, anriefen: „Die Preußen kommen!“ Der Posten eilte scheinunglos an das an Markte gelegene Rathaus, die Türknöpfe waren schon hinter ihm, und da fiel der erste Schuß, der glücklicherweise den Mann nicht traf. Es ist der Schuß gehört worden: „Der Wachmeister, notieren Sie, ich haben den ersten Schuß getan.“ In dem Gemüße, das dann entzündet ist der sächsische Soldat in den Rathauskeller retiriert, er ist später, gegen 12 Uhr nachts, mit einem feinen Kameraden über Grobrißeln, Gantig usw. nach der österreichischen Grenze, natürlich Tag und Nacht, geritten und auch bei den sächsischen Truppen eingetroffen. Als der Schuß am Rathaus abgegeben war, bestieg der Kavallerieunteroffizier im Gasthof „Zum Stern“ sofort sein Pferd und sprengte zum unteren Posthof des Gasthofes hinaus, nach Kieja zu. Die Straße nach Bahnhof Kieja ist in gutem Zustande, zu Fuß wird man in höchstens 1/2 Stunden Zeit von Strebla nach Bahnhof Kieja brauchen. Der Reiter hat den Weg in etwa zehn Minuten zurückgelegt, denn schon nach fünfzehn Minuten brannte die Elbbrücke in Kieja. Von 12 bis 12 Uhr nachts erfolgte der Durchmarsch der Truppen in Strebla, dann besaß die Stadt starke Einquartierung. Zwischen den Quartierbergen und dem Militär herrschte ein guter Ton, es besaßte sich niemand, Samstag den 16. Juli folgten weitere Durchmärsche. Der Markttag war mit Geschlichen besetzt. Das Amtsgericht, das damals noch in Strebla vorhanden war, sowie das Postamt sind von den preussischen Truppen nicht besetzt worden.

Die Truppen, die über die Schiffbrücke marschierten, gehörten zur Armee des Generals der Infanterie v. Derwath, sie standen unter dem Befehl des Generals v. Schöler, der sein Quartier auch in Mühlberg (Elbe) genommen hatte. Die erste Deutsche, publiziert den 19. Juni 1866 in Berlin, lautete:

Nach einem Telegramm des Generals der Infanterie von Derwath ist derselbe am 18. d. M. nachmittags mit der 16. Division in Dresden eingetroffen nachdem die Avantgarde unter Generalmajor v. Schöler mit drei Eskadrons Kavallerie am 12. d. M. die Stadt erreicht hatte. Stimmung der Bevölkerung ruhig und entgegenkommend.

Das Perpetuum mobile in neuer Gestalt.

Der alte Traum so vieler Bernsteine und unbenutzter Experimentatoren scheint sich in gewissen Umfänge zu erfüllen. Ein Perpetuum mobile in strengstem Sinne ist ja ein Unding; aber für menschliche Verhältnisse kommt ein Apparat, der ein paar Nabrtausende ununterbrochen tätig ist, diesem Ideal in gewissem Sinne nahe. Das eine fieber erschlöpfliche Energiequelle in sich bergende Nadium bewirkt das Wunder. Ein englischer Physiker konstruierte einen kleinen Apparat, in dem mehrere in dem mehrere dünne Aluminiumblätter unter dem Einfluß eines Radiumpräparates stehen. Sie werden elektrisch geladen, springen sich, werden automatisch elektrisch wieder entladen, fallen dann wieder zusammen und kommen dadurch in die Wirkungssphäre der Radiumemanation, werden wieder geladen, springen sich wieder und so fort in die Unendlichkeit.

Ein anderes Modell hat jetzt ein Erfinder in Gießen in Böhlen konstruiert, dessen Prinzip kurz folgendes ist: In einem sehr dünnen, in einem Gehäuse eingeschlossenen Platinrad hängt wagrecht eine dünne Radell, während der Draht oben in eine Metallschleife endet, auf der das Radiumpräparat befindet ist. Ähnlich wie bei dem vorher beschriebenen Apparat wird hier durch elektrisches Laden und Entladen ein Hin- und Herbewegen des Rades bewirkt, das wegen der Kleinheit des Apparates auf einem Spiegel sichtbar gemacht wird. Eine sehr geringe Menge Radium soll ausreichen, sein, um die Maschine ein paar Jahrhunderte hindurch zu treiben. Wer es kontrollieren will, muß freilich die Lebensfähigkeit des alten Mikrobials ererblich überbetreffen. Immerhin müssen diese Maschinen auch keinen praktischen Wert haben, so sind sie doch wissenschaftlich interessant und verdienen ungeachtete technische Vereinfachungen.

Bei jeder Gelegenheit den Kindern eine Lektüre halten, alle ihre kleinen Geschicklichkeiten bewundern und preisen, sie ihre Rinte machen lassen, so oft Fremde erscheinen, leicht so methodisch verfahren. Besonders verdient man das Loben bei talentvollen Kindern, da diese scheinbar schon sehr bald selbst die Bemerkung machen, daß sie sich auszeichnen und Nachzue haben.

Die viel edle Taten blieben aus momentaner schlechter Laune — ungeschaffen.